

Dem Bannkreis des Faktischen entfliehen

Die Replik von Jürgen Pelzer auf Johann Ev. Hafner

Eine oft geäußerte Befürchtung im kirchlichen Umgang mit der Internetnutzung lässt sich so charakterisieren: das ist doch nur virtuell – wobei die Zuschreibung virtuell oftmals bereits den Zustand der Irrealität oder der reinen Spielerei impliziert. Johann Hafner weist aber auf einer fundamentalen Ebene in seinem Artikel nach, dass zwischen medialer und religiöser Rede eine tiefgehende Strukturanalogie besteht. Im Bereich des Religiösen entspricht das Sakramentale dem Virtuellen. Es bezeichnet ein Abwesendes, das aber auch schon aktualisiert hergestellt wird. Es ermöglicht Erfahrung. Johann Hafner beschreibt treffend das Charakteristikum digitaler Medien: digitale Medien mit der Virtualität als Kennzeichen sind erst im eigentlichen Sinn Medien. Sie sind zum einen Instrument der Erfahrung, zum anderen aber auch der Erfahrungsraum selbst – im doppelten Sinne: Darstellung und Herstellung. Andere Autoren, wie etwa Gundolf S. Freyermuth, haben dafür spezielle Bezeichnungen, wie etwa den der Transmedialität. Das Phänomen, dass Virtualität den Unterschied zwischen aktiver und passiver Nutzung, zwischen dem Instrument der Erfahrung und dem Erfahrungsraum verwischt, ist der Kern bei der theologischen Betrachtung der neuen Medien. Mit einem weiteren Vorurteil räumt Hafner sogleich auf, indem er anführt, dass virtuelle Aktivitäten und reale sich durchaus ergänzen, etwa dergestalt, dass mediale Übertra-

gungen das Interesse an der realen Veranstaltung verstärken anstatt zu reduzieren. Dieser Effekt zeigt sich ebenso bei Fernsehsendungen, die durch das Schalten von Internetforen mehr Zuschauer erhalten.

Die Grundlage für die Analogie von Religion und Virtualität liegt laut Johann Hafner darin, dass Religion etwas Nicht-Repräsentierbares repräsentiert, etwas, was noch nicht da ist, aber doch schon antizipatorisch vollzogen wird. Die Grenzen zwischen dem Erleben (als rezeptiver Vorgang) und dem Handeln (als aktivem Herstellen) verwischen. Eben diese Verwischung ist sowohl Kennzeichen des Religiösen als auch des Virtuellen.

NICHT NUR IN WAHRSCHEINLICHKEITEN DENKEN

Überhaupt versteht es Johann Hafner, die technologische und philosophische Kritik, welche unter anderem ein Spezialgebiet von Klaus Müller und anderen ist, in dem Artikel auszublenden, um sich auf die Analogien der Theologie und Medialität zu konzentrieren. Statt den Wahrheitsstatus medialer Rezeption zu vertiefen, gelingt es Hafner, aufzuzeigen, wie Gott im Christentum selbst eine Benutzeroberfläche erhält. Er ist der sich Offenbarende und damit der sich Zugänglich-Machende. Freilich immer mit der Ein-

schränkung, dass eine Balance gefunden werden muss zwischen Brauchbarkeit und Unzulänglichkeit. Diese Grundsituation des je neuen Abwägens und Austarierens lässt sich auch auf die Social Media übertragen. Der Nutzer muss je austarieren, welche persönlichen Informationen er in Facebook und Co. von sich preisgibt – und wieviel er dadurch von sich selbst preisgibt. Er setzt sich selbst aus – bis dahin, dass er sich angreifbar macht. Positiv gewendet erzeugt er damit ein Profil, eine Griffbarkeit, er wird visibel für Andere und erfüllt damit, laut Papst Benedikt, den Aufruf Gottes zur Nähe und Gemeinschaft mit anderen Menschen. In seinem Artikel macht Johann Hafner an mehreren Nahtstellen auf die Verwobenheit von Virtualität als Prinzip des Christentums und der neuen Medien aufmerksam. Auch macht er auf die Ambivalenz des Handelns aufmerksam: als Darstellen und als Herstellen kann so auch die virtuelle Identität vieler Nutzer in sozialen Netzwerken gesehen werden: der Nutzer stellt sich zwar selber dar, aber immer auch ist in dieser reinen Darstellung der Prozess des Herstellens enthalten. Studien sprechen in diesem Zusammenhang von der Identitätsbildung, die durch die sozialen Netzwerke ermöglicht wird. Das macht den Reiz der sozialen Netzwerke aus. In jeder Darstellung ist auch immer schon das Herstellen angelegt –

Virtualität ist dafür prädestiniert. Bezogen auf religiöse Rede zeigt sich noch ein spezifisches Moment: der Modus, um von Gott zu sprechen, ist der des Versprechens, so Hafner. Versprechen sind virtuelle Erfahrungen, da sie nicht nur abstrakt sind, sondern schon vor Ihrer Erfüllung handhabbar. Somit ist das Virtuelle eine Analogie für die Gegenwart Gottes in der Welt. Hafner würdigt damit den Zustand der Virtualität als probates Mittel, aus dem Bannkreis des Faktischen weiterführend auch andere Möglichkeiten zu erkennen, zu kommunizieren und ansatzweise zu partizipieren. Darin liegt, auf einer basalen theologischen Ebene begründet, der Reiz der Social Media, des Virtuellen, für die Kirche: Virtualität durchbricht die Naivität, lediglich auf unser Alltagswissen zu vertrauen, sondern die eigene Welt zu relativieren und offen zu werden für andere überraschende Möglichkeiten. Sie bewahrt uns davor, mit Hafner gesprochen, nur in Wahrscheinlichkeiten zu denken. Gerade in diesen Umbruchzeiten der Kirche ist das ein wichtiger Faktor für die zukünftige Gestaltung der Pastoral, denn wie Johann Hafner am Beginn des Artikels schreibt: „Wir können uns noch gar nicht vorstellen, wie sehr sich die menschlichen Wahrnehmungsgewohnheiten und Wirklichkeitszuschreibungen verändern werden.“ ■

Gez
Die Rep

S
päte
die i
lichen Ne
lingisten
Austausch
sen sind,
mehr auf
tungsinst
heute: Ne
Jürgen Pe
dessen an
die Kirche
fahr der C
Botschaft
ohne Ein
sonst kan
die einen
Auch die
nen zwar i
die Mögli
Mission,
kam im I
den Paps
Akte sind
schen Kon
medial die
fangen, w
eine zeitli
setzen (vg
St). Zwis
Saltramen
unterschie
gedacht w

Gezielt und außergewöhnlich

Die Replik von Johann Ev. Hafner auf Jürgen Pelzer

Spätestens seit dem Erfolg der Social Media, die in den 90ern mit noch recht umständlichen Newsgroups begannen, dann sich zu Mailinglisten erweiterten und heute zu weltweiten Austauschplattformen wie facebook angewachsen sind, ist allen deutlich, dass „Medien“ nicht mehr auf ihre klassische Funktion als Verbreitungsinstrumente (Schrift, Druck, Funk, TV, heute: Newsletter) beschränkt werden können. Jürgen Pelzer beschreibt die neuen Medien stattdessen als „kommunikativen Prozess“, an dem die Kirche teilnehmen sollte, um sich vor der Gefahr der Ghettoisierung zu bewahren und ihre Botschaft in der Netzwelt zu bezeugen. Dem ist ohne Einschränkung zuzustimmen. Denn wie sonst kann Kirche heute Jugendliche erreichen, die einen Großteil ihrer Zeit in Foren verbringt? Auch die Tradition spricht dafür: die Kirchen waren zwar immer vorsichtig, haben dann aber stets die Möglichkeit neuer Verbreitungsformen für Mission, Predigt und Katechese genutzt. Man kann im Internet sogar beten oder am Fernseher den Papstsegen empfangen, weil dies religiöse Akte sind (vgl. *Internationale AG der Liturgischen Kommission* 1989), man kann aber nicht medial die Eucharistie oder die Absolution empfangen, weil dies liturgische Akte sind, welche eine zeitliche und räumliche Gegenwart voraussetzen (vgl. Partikularnorm der DBK zu c. 772 §2). Zwischen Mit-feiern und Feiern, zwischen Sakramenten und Sakramentalien wird klar unterschieden. Und dennoch kann hier weiter gedacht werden: erstens, weil es in der Tradition

immer Ausnahmen für Notfälle gab (Messfeier für Kranke, denen man das Viaticum bringt; Eheschluss im Kriegsfall bei Abwesenheit; geistliche Kommunion bei Verhinderung; ...); zweitens angesichts der interaktiven Medien, die nicht mehr wie die Verbreitungsmedien nur rezeptiv sind. Nicht nur, dass die Tagzeitenliturgie in einer Konferenzschaltung zusammen gefeiert werden kann – warum kann man nicht die Beichte im Internet ablegen, wenn statt durch ein Gitter über eine gesicherte Verbindung gesprochen wird? Der Optimismus wurde jedoch bereits gebremst: die virtuellen Gottesdiensträume, die in den Anfängen des Internets zuhauf eingerichtet wurden (z.B. church of cyberspace 1996), haben sich nicht durchgesetzt. Die meisten sogenannten *prayer rooms* bestehen heute aus Gebetstexten zum Mitlesen, evtl. mit Textfeldern für die Eingabe von Anliegen (vgl. die Liste auf gebet.im-worldwideweb.de).

GUT ADMINISTRIERTE FOREN

Jürgen Pelzer erhofft sich von einer verstärkten Präsenz im Netz, dass die Kirche auch die Milieus erreicht, die nicht zu den traditionellen Kirchgängern gehören. Allerdings wird jetzt schon klar, dass das Netz zwar einen weltweiten Marktplatz bietet, auf dem sich Milieus *en passant* mischen können, dass es aber zugleich eine neue, virtuelle Milieubildung fördert und dies insbesondere für gesinnungsfeste Kreise. In den be-

kannten Foren kath.net, kreuz.net oder kreuzgang.org finden sich von konservativ Katholischen bis traditionalistisch Katholischen alles, was an tridentinischer Liturgie, der Häresie des Papstes, der Verkommenheit der Mainstream-Theologie etc. interessiert ist. In letzteren wird der „Klimaschwindel“ aufgedeckt und die Heilbarkeit der Homosexualität diskutiert. Der Umgangston ist intransigent, verirrt sich ein Andersmeinender dorthin, explodiert die Diskussion in Beleidigungen. Dies führt in erwartbarer Dialektik dazu, dass sich Gegenforen (z.B. kreuts.net) bilden, welche es gerade darauf anlegen. Ob diese Kreise einen Anknüpfungspunkt für Netz-Pastoral bilden oder ob man sie sich selbst überlässt, muss nicht lange diskutiert werden.

Daher wäre der angemessene Weg der Pastoral, eigene interessante Foren aufzubauen und gut zu administrieren. Dies gelingt nur, wenn der Kreis der Interessierten sich nicht nur aus Laufkundschaft im Netz rekrutiert, sondern sich um einen heißen Kern von guten Netzteilnehmern schart, die sich kennen und respektieren. Das würde diese Foren von vielen anderen unterscheiden, weil es nicht nach einer Themendiskussion zerfällt. Ein gelungenes Beispiel ist für mich *wikiwoods*, ein Netzwerk aus Naturfreunden, die Stadtjugendlichen das Pflanzen von Bäumen nahebringen wollen. Sie verabreden

sich online, betreiben Fundraising auf Online-Sponsor-Plattformen und treffen sich dann vor Ort mit Nachbarschaftsinitiativen und Gärtnereien zur Pflanzaktion. Auch eine kirchliche Netzpastoral wird aus dem Zusammenspiel von Onsite-Begegnung und Online-Gemeinschaft bestehen müssen.

Zuletzt ein Wort zu „Du sendest“, worin Jürgen Pelzer eine Verbindung zum theologischen Begriff der „Sendung“ sieht. Dieser etymologische Kunstgriff gelingt nur im Deutschen, nicht im Englischen, wo *broadcast* und *mission* nichts miteinander zu tun haben. Abgesehen davon liegt im „Du sendest“ auch eine Grenze. Das Internet lädt dazu ein, zu sagen, was man denkt und glaubt. Aber weil es jeder ohne Konsequenzen und Beobachtung machen kann, wächst zugleich der Zweifel bei allen, dass das Mitgeteilte nicht dasjenige ist, was jemand denkt und glaubt, sondern Wunsch, Provokation, Test ist. Glaube besteht aber nicht nur aus der Mitteilung, was man selbst meint, sondern ist die Teilnahme an einer Zeichen- und Formensprache, die nicht die meine ist, die ich oft nicht verstehe, evtl. gar nicht vollends vertrete. Und dennoch verwende ich sie. Daher ist Jürgen Pelzer Recht zu geben, dass Netzpastoral religiöse Sprachfähigkeit (nicht nur Ausdrucksmöglichkeit) „ersteinmal wahrnehmen, begleiten und auch fördern“ soll. ■